

6 Fazit und Ausblick: What now?

Am Ende eines intensiven Forschungsprozesses gilt es, eine zusammenfassende Antwort auf die erkenntnisleitende Forschungsfrage zu geben: Welche Gründe und Anlässe führen dazu, dass Journalist:innen sich langfristig dem Konstruktiven Journalismus zuwenden und welche sozialpsychologischen Faktoren (Motivation, Gewohnheit, Habitus) sind dabei von besonderer Bedeutung?

Die zentralen Ergebnisse der Studie weisen im Kern darauf hin, dass die Gründe für einen Wechsel insbesondere in der Kombination von privaten Push- (familiäre Anlässe, Unzufriedenheit im Job, Interesse am Konstruktiven Journalismus etc.) und beruflichen Pull-Faktoren (neue Stelle, Statusverbesserung, Finanzen) liegen und über gute Rahmenbedingungen (Finanzen, interessanter Job, gute Logistik für Qualifizierung etc.) ein längerfristiger Verbleib der Journalist:innen abgesichert werden kann. Die Analyse des Datenmaterials hinsichtlich der Bedeutung sozialpsychologischer Faktoren zeigt, dass es auf ein Zusammenspiel von intrinsischen und extrinsischen Motivationsfaktoren ankommt nach dem Grundsatz: persönliche Interessen treffen auf berufliche Anreize. Gleichzeitig geht aus den Analyseergebnissen eine deutliche Aufforderung an die Redaktionen hervor, die Arbeitsbedingungen nach selbstbestimmten, aber verbindlichen Strukturen zu organisieren. Nur so ist es möglich, dass die Journalist:innen die notwendigen, aber äußerst herausfordernden Änderungen in ihren bisherigen Gewohnheiten und im beruflichen Habitus annehmen. Die seltene hohe intrinsische Motivation als Hauptgrund für den Wechsel lässt auch die Annahme zu, dass eine Zuwendung zum Konstruktiven Journalismus ohne eine berufsbedingte Annäherung daran seltener ist,

weil der Konstruktive Journalismus noch nicht weit verbreitet und immer noch auf einzelne Redaktionen beschränkt ist, sodass es sich wirtschaftlich nicht unbedingt für jede:n lohnt. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass eine nachhaltige Zuwendung zum Konzept des Konstruktiven Journalismus ein – wenn auch erst im Laufe der Tätigkeit entwickeltes – gewisses Maß an intrinsischer Überzeugung erfordert. Diese Erkenntnis bestätigt auch jene normative Ebene des Konstruktiven Journalismus, der eine andere – dialogorientiertere – Beziehung zu seinen Rezipient:innen aufbauen und Verantwortung dafür übernehmen will, was am Ende mit den schlechten Nachrichten passiert, »weil Journalismus sich natürlich wegbewegen wird von dem reinen Verpacken von Inhalten und hin zur Beziehungspflege. Redaktionsstellen werden abgebaut werden, Beziehungsstellen werden immer mehr werden in den Redaktionen« (Interview 3, C.F., 33: 34 ff.).

Gleichzeitig wird durch die Analyseergebnisse auch eine deutliche Anforderung an die Redaktionen deutlich, Arbeitsbedingungen nach selbstbestimmten und gleichzeitig verbindlichen Strukturen zu organisieren. Nur so wird möglich, dass Journalist:innen die notwendigen, aber äußerst herausfordernden Änderungen in ihren bisherigen Gewohnheiten und im beruflichen Habitus meistern. Dies wiederum ist die Voraussetzung für einen guten und *zukunftsfähigen* Konstruktiven Journalismus.

6.1 Methodenkritik und Limitationen

In der qualitativen Forschung gibt es aufgrund der Notwendigkeit der subjektiven Interpretation bisher keine Einigung hinsichtlich allgemeingültiger Gütekriterien (vgl. Döring 2023: 106). Umso wichtiger ist es anzumerken, dass die im Rahmen dieser Arbeit vorgenommene hermeneutische Herangehensweise und subjektive Interpretation des Themas und der Ergebnisse dienlich sind. Eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit ist dadurch gegeben, dass der Prozess der Operationalisierung genau beschrieben wurde und ausführlichere Informationen wie beispielsweise die Transkripte der Interviews und der Kodierleitfaden dazu auf Nachfrage verfügbar sind. Der in der Natur der Sache liegenden Gefahr von

Missverständnissen wurde versucht entgegenzuwirken, indem die verwendeten Zitate den befragten Journalist:innen vor Veröffentlichung zur Autorisierung vorgelegt, nicht aber verändert (lediglich geglättet) wurden. Hinsichtlich des aufgestellten Kategoriensystems fällt im Ergebnisteil auf, dass einige Kategorien wie etwa die extrinsische Motivation, identifizierte und integrierte Regulation oder auch die Karriereplanung nicht immer eindeutig voneinander trennbar waren. Hier lohnt sich eine Überarbeitung des Kategoriensystems, um Doppelkodierungen zu vermeiden und mehr Trennschärfe zu erlangen. Andererseits könnte auch hier die Relevanz der Interpretationsleistung hervorgehoben werden. Ferner hätten Habitus und Hysteresis-Effekt in zwei Kategorien statt einer unterteilt werden können, um ebenfalls schon bei der Kodierung mehr Differenziertheit zu erlangen und diese nicht erst durch die Interpretation sicherstellen zu müssen.

Hinsichtlich der Stichprobe kann hinterfragt werden, ob der Umstand, dass die meisten der befragten Journalist:innen sowohl im herkömmlichen als auch im Konstruktiven Journalismus tätig sind, für den Erkenntnisgewinn im Rahmen dieser Arbeit dienlich war. In Zukunft könnten an dieser Stelle im Vorhinein Überlegungen dazu getroffen werden. Allerdings ist hierbei anzumerken, dass in der Branche des Journalismus, die von Freiberuflichkeit beziehungsweise einer Befristung von Verträgen geprägt ist, wenige Journalist:innen – allein aus wirtschaftlichen Gründen – ausschließlich in *einer* konstruktiven Redaktion arbeiten.

Eine Möglichkeit hinsichtlich des Aspekts der Neutralität wäre außerdem, auf die jeweils zentralen Stellen der Medienhäuser zuzugehen und die Journalist:innen nicht persönlich anzufragen. Darüber hinaus wurden zwar keine Journalist:innen in oberen Führungspositionen befragt, durchaus aber solche, die in Leitungspositionen (als Redaktionsleitung) tätig sind. Für eine bessere Vergleichbarkeit kann in einer zukünftigen weiterführenden Studie auch hierauf geachtet werden.

Eine Limitierung ergibt sich für diese Studie allein durch die Wahl der qualitativen Forschungsmethode, da so in die Tiefe, aber nicht in die Breite geforscht wurde. Die qualitativ generierten Erkenntnisse lassen sich zudem nicht einfach auf alle konstruktiven Journalist:innen übertragen,

sind also nicht repräsentativ. Vielmehr können sie Ausgangspunkte für weiterführende Studien bieten.

Hinzu kommt auch, dass sich Kategorien gegenseitig bedingen: So ist etwa bei Reiter eine hohe identifizierte und integrierte Regulation erkennbar, allerdings ist diese nicht so nachhaltig wie vermutlich bei anderen Personen mit einem ähnlich hohen Wert, da Reiter auch einen vergleichsweise hohen Wert hinsichtlich externer Anreize aufweist. Hier muss abgewogen und auf Grundlage des gesamten Interviews subjektiv interpretiert werden. Nichtsdestotrotz kann dadurch nicht in Für und Wider und damit in ultimative Fürsprecher:innen und Gegner:innen des Konstruktiven Journalismus unterschieden werden. Durchaus kann diese Beobachtung aber als Zeichen für die Unsicherheit gegenüber dem Konzept des Konstruktiven Journalismus verstanden werden, die sich noch im Prozess befindet und noch keine endgültige Entschlossenheit aufweist – und auch nicht muss.

Die Unsicherheit kann auch dadurch begründet sein, dass das Konzept sich noch in einem Prozess hinsichtlich seiner Etablierung in Medienhäusern befindet. Dafür spricht auch die bereits im zweiten Kapitel angesprochene Unklarheit gegenüber einem konkreten konstruktiven Leitfaden oder journalistischem Werkzeug. So waren einige der Journalist*:innen in der Befragung unsicher, als sie konstruktive journalistische Standards aufzählen sollten.

6.2 Was daraus folgen kann: Handlungsempfehlungen für Journalist:innen und Redaktionen

Wie die Ergebnisse der Datenauswertung zeigen: Journalistische Routinen – und damit auch die Präsenz von Negativität der Berichterstattung – können letztlich als Ausprägung der Macht der Gewohnheit begriffen werden. Dass diese geändert werden können, wurde im Rahmen dieser Arbeit hinreichend beschrieben und herausgearbeitet. Vor dem Hintergrund der Analyse und Auswertung der geführten Interviews sollen nun konkrete Handlungsempfehlungen helfen, einen Ausblick in die mögliche Zukunft konstruktiver Redaktionen zu bieten. Dazu sollen die Erkenntnisse hin-

sichtlich eines journalistischen Habitus – im Kontext von Gewohnheiten und Motivationen für einen Wechsel zum Konstruktiven Journalismus – ebenso berücksichtigt werden wie die Rolle der Redaktionen selbst und ihrer Unterstützungsmöglichkeiten für Journalist:innen. Folgende Empfehlungen für die journalistische Praxis lassen sich aus den empirisch erhobenen Daten ableiten:

1. *Konstruktiv und lösungsorientiert – oder alter Wein in neuen Schläuchen?*

Die Idee einer konstruktiven Berichterstattung ist nicht neu. Wenn-gleich bisherige journalistische Arbeitsweisen und Techniken im Konstruktiven Journalismus nicht überflüssig werden, besteht eine zentrale Herausforderung gerade darin, nicht rückfällig zu werden. Wenn man nämlich das beibehalten kann, was zur eigenen Routine gehört, verliert man möglicherweise den Anschluss an einen anderen Journalismus. Der Konstruktive Journalismus verlangt nach einem Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung, Betrachtung und Vermittlung von Nachrichten: Die Welt ist nicht das, was wir täglich in den Nachrichten präsentiert bekommen; dort findet sich (lediglich) ein Ausschnitt des dramatischen, teilweise auch des tragischen Teils dieser Welt. Die Blickrichtung auf Problembereichterstattung zu wechseln und Lösungsperspektiven in die Nachrichten zu integrieren, bedeutet, Rezipient:innen zur Partizipation einzuladen.

2. *Doppelgleisigkeit als Barriere für die Umsetzung des Neuen*

Die in der Stichprobe repräsentierte Doppelgleisigkeit in der journalistischen Praxis (herkömmlich versus konstruktiv) kann ein nachhaltiges Hindernis dafür sein, den Berufshabitus und damit das berufliche Selbstkonzept zu verändern und die Leitmerkmale des Konstruktiven Journalismus in das berufliche Selbstbild zu integrieren. Dies gilt insbesondere deshalb, weil das berufliche Selbstkonzept dem veränderten Bild von Journalismus nur gerecht werden kann, wenn Ziele und Handlungsweisen des beruflichen Umfeldes damit übereinstimmen. Angesichts ständig wechselnden

der Handlungsstrategien können neue Konzept- und Haltungsimpulse höchstwahrscheinlich nur begrenzt an- und aufgenommen werden (vgl. Deci & Ryan 1993: 227 f.).

3. *Journalismus kann konstruktiv sein – wenn der Habitus stimmt*
Bei der Umsetzung des Konzepts des Konstruktiven Journalismus handelt es sich um eine Neuformierung der Berichterstattung – und damit um einen anderen Blick auf Nachrichten, Nachrichtenkerne, Rolle der Rezipient:innen und das professionelle Selbstverständnis der Journalist:innen. Es geht dabei weniger um die Fortführung bisheriger Berichterstattungsformate als vielmehr um die kreative Umsetzung eines beteiligungs- und lösungsorientierten Journalismus. Dies kann nur funktionieren, wenn sich auch der berufliche Habitus entsprechend weiterentwickelt, sodass er sich eine lösungsorientierte Brille aufsetzen kann.
4. *Herausforderungen an eine konstruktive Redaktionskultur*
Hilfreich und unterstützend sind in diesen Zusammenhang Redaktionsteams und Redaktionsleitungen insbesondere dann, wenn gute Feedbackstrukturen in der Redaktionskultur fest verankert sind: Regelmäßigkeit von Teamrunden für Rückmeldungen (konstruktiv, nicht abwertend) und Austausch kollegialer Tipps und Arbeitstechniken.
5. *Konstruktiver Journalismus braucht offene, aber verbindliche Arbeitsstrukturen*
Die Untersuchungsergebnisse bestätigen einhellig, wie wichtig die zuverlässige Vernetzung von Top-down- und Bottom-up-Ebene für konstruktive Arbeitsstrukturen ist. Selbstbestimmtes Arbeiten und Freiheit im journalistischen Schaffen sind ebenso relevant wie verbindliche Rückmeldestrukturen für eine Nachhaltigkeit des Wechsels. Dazu gehören auch selbstkritische Diskussionen über (zukünftige) journalistische Produkte und Vorhaben.

6. *Qualität über Kooperation und Austausch*

Das lässt sich etwa über die Einrichtung von Mentor:innensystemen (Buddies) und Anlaufstellen für einen direkten und regelmäßigen Austausch über aktuelle Projekte sowie kollegiale Partnerschaften für konkrete Artikelbegleitungen umsetzen: Vernetzung, Partizipation und Austausch schafft *Aktivierung* unter Journalist:innen. Ebenso kann die Institutionalisierung von internen und externen Diskussionsrunden zu speziellen Themen erfolgen (z. B. konstruktive Recherche-Techniken, Themen- und Protagonist:innenselektion etc.). Zudem sind kontinuierliche Qualifikationsmodule über Tagungen, Kongresse, Weiterbildungen zu Schwerpunktthemen etc. als verpflichtende Elemente für Redaktionsleitung und Journalist:innen sicherzustellen. Nur so kann Skepsis und Voreingenommenheit entgegenwirkt werden.

7. *Ins Gespräch kommen gegen Müdigkeit*

Müde sind vermutlich beide Seiten – die von der negativen Informationsflut erschöpften Rezipient:innen, aber auch die mit dem verunsichernden Wandel konfrontierten hart arbeitenden Journalist:innen. Diskussionsrunden (z. B. bei Führungen durch die Medienhäuser) mit dem eigenen Publikum können helfen, den dialog- und rezipient:innenorientierten Aspekt des Konstruktiven Journalismus real werden zu lassen. Begegnungsformate können helfen, ein journalistisches Selbstverständnis als Vermittler:in zu stärken und Reflexionsprozesse anzustoßen.

8. *Motivationen wecken und nachhaltig fördern*

Auch durch berufliche Anreize wie Geld, neuer Job, Leitungsfunktion, Qualifizierungs- beziehungsweise Weiterbildungsgarantien sowie weiteren Gratifikationsbausteinen kann die Motivation, sich dem Konstruktiven Journalismus zuzuwenden, gesteigert und verstetigt werden.

Hinter oder vielmehr *vor* all diesen Empfehlungen steht das Argument der fehlenden Ressource Zeit als großes Hindernis. Sie ist Voraussetzung dafür, diese Empfehlungen umzusetzen und muss über gut geplante redaktionelle Strukturen geplant und eingerichtet werden.

6.3 Weiterer Forschungsbedarf

Im Rahmen dieser Arbeit wurde die Forschung auf sieben konstruktiv berichtende Journalist:innen begrenzt. Die Untersuchung zeigt schließlich auch, dass es teilweise erhebliche Forschungsbedarfe gibt. Ein naheliegender Gedanke ist, diese Stichprobe auszuweiten, um mehr und tiefergreifende Erkenntnisse zu gewinnen. Dies zunächst auf der Ebene qualitativer Forschungsprojekte, um zum Beispiel durch Evaluationsstudien insbesondere zu prüfen, inwieweit die konstruktiv berichtenden Journalist:innen in ihren persönlichen Einstellungen sich im Sinne des Konzepts des Konstruktiven Journalismus entwickelt haben – oder ob sie eher unter dem Eindruck extrinsischer Anreize in konstruktiven Redaktionen tätig sind. Auch eine international angelegte Studie mit Fokus auf konstruktive Redaktionen wäre im Hinblick auf die verschiedenen Nachrichtenkulturen in verschiedenen Ländern spannend.

Da es bisher vor allem an Erkenntnissen über langfristige Entwicklungen fehlt, besteht ebenfalls Forschungsbedarf an über einen längeren Zeitraum angelegten Studien mit der Zielsetzung, vor allem verlässliche Erkenntnisse hinsichtlich der Wirkung einer konstruktiven Berichterstattung auf das Publikum (Reichweiten, Statistiken) und auch auf praktizierende Journalist:innen zu erlangen. Nur so kann gezeigt werden, ob Konstruktiver Journalismus tatsächlich eine Lösung für den krisenhafte Wandel des Journalismus bietet.

Gewiss sind auch quantitative Studien notwendig, um den Umsetzungsprozess des Konstruktiven Journalismus in der Breite zu erheben, Erfolge und Potenziale herauszustellen und die Ursachen für mögliche regionale Lücken zu untersuchen.

Schließlich bedarf es auch Forschungsvorhaben mit einem methodologischen Forschungsmix aus quantitativen und qualitativen Metho-

den, um einerseits eine empirisch überzeugende Sättigung zu erreichen, andererseits aber auch eine vertiefende Analyse der sozialen Phänomene angehen zu können. Hier ist auch eine Kooperation mit Organisationen wie dem Solutions Journalism Network oder dem Bonn Institute denkbar, um von gegenseitigen Erkenntnisgrundlagen zu profitieren.

Abschließend ist eine zentrale Erkenntnis dieser Arbeit, dass der Journalismus – wie viele andere Branchen sicherlich auch – durch Routinen und Gewohnheiten stabilisiert wird und an Zuverlässigkeit gewinnt. Das Altbekannte zu hinterfragen, kann dennoch nicht schaden, nein, es dient sogar der Qualitätssicherung – denn auch der Journalismus, der gesellschaftliche Entwicklungen beobachtet und darüber berichtet, sieht sich damit konfrontiert, selbst Teil davon zu werden. Das gilt nicht nur für die Branche selbst, sondern auch für die Journalist:innen und ihre (berufliche) Lebensrealität. Zum Schluss bleibt schließlich also die Feststellung, dass zur Umsetzung eines Konstruktiven Journalismus vor allem eins dazugehört – Optimismus:

Für mich ist Optimismus in den letzten Jahren so wertvoll und wichtig geworden. Und der Ausspruch des Wissenschaftsphilosophen Karl Popper, der sagt, es gibt zum Optimismus keine rationale Alternative, der ist einfach überzeugend. Weil wir *müssen* optimistisch bleiben. Alles andere ist einfach sinnlos. Da können wir auch das Spiel beenden. [...] Also, Optimismus ist eine Kernaufgabe, eine *Kernpflicht* für jeden guten konstruktiven Journalisten. (Interview 1, M.M., 11: 40 ff.)

Um Optimismus als grundlegende journalistische Herangehensweise zu etablieren, darf der Konstruktive Journalismus allerdings nicht als isolierter Ansatz auf einzelne Redaktionen verteilt werden, sondern muss als ganzheitliches Konzept einen Referenzrahmen für Journalismus bieten. In der Macht der Gewohnheit liegt also tatsächlich eine. Die Macht, die jeder Mensch hat, sich selbst zu hinterfragen und sein Selbstbild (um-) zu gestalten. Optimismus ist erlernbar. Um ihn ganzheitlich anzuwenden – und dabei die Probleme einer modernen Gesellschaft als Facetten zu begreifen – braucht es vor allem eins: einander zugewandt und veränderungsbereit zu sein.

